Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 5 (1912)
Heft: 1

Artikel: Naturgenuss, ethische Entwicklung und Sexualleben
Autor: Blanchard, J.T.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-406237

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

aus allen seinen Reiseschilderungen entgegen.

Nur kurz sei an sein Gedicht erinnert „Der Floh-Leichnam", das eine Haupt- und Staatsaktion der katholisch-konservativen Herren der Bundesversammlung, einen Protest gegen die Preßfreiheit, provoziert hatte, da sie in ihm mit Recht eine Verhöhnung des Frohnleichnamsschwindels sahen. Widmann wies die katholischen Duldsamkeitsheuchler gebührend zurück. „Ich habe, schrieb er damals (Juni 1909), auf die Notwendigkeit hingewiesen, das Christentum von mythologischen Elementen zu reinigen. Mirakel wie die Himmelfahrt Christi oder der Glaube, daß eine Oblate sich in den wirklichen Leib Christi verwandle, **seien eine Herausforderung des gesunden Menschenverstandes** in einem Zeitalter, das ernstlicher als früher nach Wahrheit verlangt." Das brachte ihm natürlich Schmähungen die Menge ein: „Altersschwachsinn", „verwilderter Gotteslästerer" und dergl. schöne Artigkeiten mehr.

Ueber seine Stellung zum Christentum äußerte er sich bei einer andern Gelegenheit unter anderem wie folgt: „Ich habe ein warmes Gefühl für religiöses Innenleben, Achtung vor Frömmigkeit, große Wertschätzung des Protestantismus und seines freien Forschungsprinzips, dies namentlich der römisch-katholischen Kirche gegenüber, ein mit Zuneigung gepaartes Interesse für die Pfarrer und ein entschiedenes Wohlgefallen am ländlichen Pfarrhause (sein Vater war ursprünglich katholischer Mönch, später protestantischer Pfarrer in Liestal (Baselland), wo Widmann aufwuchs, er selbst hatte ursprünglich Theologie studiert und war als Hülfs-Prediger im Thurgau tätig, verließ aber wegen seiner den religiösen Lehren widersprechenden Ueberzeugung den Pfarrerberuf und wurde Lehrer in Bern und später, nachdem er auch als Lehrer seiner religiösen Ueberzeugung wegen fortgeeckelt worden, Redakteur. In seinen beiden schönsten Dichtungen „An den Menschen ein Wohlgefallen" und „Der Heilige und die Tiere" schildert er Pfarrhausidyllen). Ich habe, so sagt Widmann weiter, stets eine aufrichtige Würdigung der Weisheit und der Schönheit der biblischen Schriften und nicht zuletzt eine Verehrung für die Persönlichkeit Jesu zum Ausdruck gebracht, aber meine Gefühls- und Gedankenwelt war immer, wenn auch nicht eine anti-religiöse, doch eine antitheologische, auch eine antikirchliche, die mich schon zu manchem Angriff auf christliche Dogmen, auf Kirchentum, Predigten, auch auf einzelne Bibelstellen und auf die ganze Theologie als solche veranlaßt hat. In meiner Dichtung „Buddha" mußte mir die Gestalt des indischen Religionsstifters wesentlich dazu dienen, gegen alles Priestertum und **gegen jede angeblich geoffenbarte Jenseitsreligion zu protestieren.** Auch in neueren Dichtungen, in der „Maikäferkomödie" und in „Der Heilige und die Tiere" habe ich mit aller Entschiedenheit gegen die jüdisch-christliche Annahme einer von Gott vortrefflich geschaffenen Natur Front gemacht." Das sagte Widmann selbst in der Abwehr auf ungerechtfertigte Angriffe.

Zu seiner freidenkerischen Ueberzeugung ist Widmann stets mannhaft gestanden und ohne Pfaffensegen ins Grab gestiegen. E. Akert.

Ehre seinem Namen!

Naturgenuss, ethische Entwicklung und Sexualleben.

Von J. T. Blanchard, London.

Von allen Aspekten unter welchen dies Riesenproblem, die sexuelle Frage betrachtet werden kann, gibt es einen, welcher viel zu wenig betont, kaum erkannt wird, und welcher dennoch schwerwiegende Momente, Interessen von großer Tragweite in sich birgt. Ich meine die sexuelle Frage in ihrer Beziehung auf das Aesthetische, und daher auf das Kulturleben der Nationen. Das ästhetische Element ist — ich möchte dies betonen — ein Faktor von größter Tragweite für das Kultur- und Gefühlsleben der Menschheit. „Der Mensch lebt (d. h. wird gefördert) durch die Pflege des Schönen, des Wahren und des Guten", so erklärte schon vor langen Jahren der berühmte Philosoph Frankreichs, Viktor Cousin, in seinem Werke: „Du Beau, du Vrai, du Bien" (Vom Schönen, Wahren und Guten). Der eminente Denker wollte schon durch den Titel andeuten, daß eine intime Wechselbeziehung zwischen diesen drei Faktoren menschlicher Entwicklung besteht; er erkannte ganz richtig, daß mit dem Kultus des Schönen, auch der Kultus des Wahren und Guten Hand in Hand gehen wird und muß. — Nun denn: wie handeln wir — die menschliche Gesellschaft — in betreff dieses grundlegenden Prinzips? Pflegen wir den Kultus des Schönen in der Natur und im Leben?

Die Antwort ist (im Großen und Ganzen gesprochen) eine trostlos negative. Alles menschliche Bestreben ist leider! darauf gerichtet die Natur zu verhäßlichen, zu entarten und zu entstellen. Man braucht kein Griesgram zu sein um dies zu er-

---

Der lebende Islam.

Von Univ.-Prof. Dr. J. Hell (München).

(Schluß.)

Die Volkselemente, die im Mittelalter von Nordosten her in die Welt des Islam eindrangen, die Mongolen und Türken nahmen wohl den Islam an, aber sie assimilierten sich nicht so weit wie die Perser, Syrier, Aegypter und Araber dem Arabertum und so erfuhr der Islam, statt sie umzuwandeln, durch sie selbst eine Umwandlung. Das Kalifat wurde erst zum Schatten, dann zu nichts und schließlich, von den Osmanen in Anspruch genommen, zum reinen Deckmantel für politische Prätentionen. Je weiter sich das osmanische Reich im 15. und 16. Jahrhundert ausdehnte, desto weitere Gebiete verfielen dem Niedergange. Die erneute Zusammenfassung des Islam unter der Despotie der Osmanen, die unter Suleiman II. (1566) den Höhepunkt erreichte und auch die Barbareskenstaaten Nordafrikas umfaßte, ging seit jener Zeit wieder Schritt für Schritt zurück und hinterließ überall schlimme Reminiszenzen. In den nichtosmanischen Teilen des heutigen ottomanischen Reiches, in Arabisch-Syrien, Palästina, Tripolitanien, Mesopotamien, Ostarabien — überall hat das alte türkische Regierungssystem zur Stagnation und Verarmung geführt, und da die betroffenen Völker die Ursache kannten, so bildete sich allmählich eine antitürkische Strömung in allen dem ottomanischen Reiche untertänigen Gebieten arabischer Nationalität. Mit dem religiösen Gedanken wurde diese politische Strömung nicht vermengt.

Wo indes der Türke nicht regierte, da blieb der Sultan von Konstantinopel um seines nur schwach begründeten Kalifentitels willen Gegenstand eines gewissen Ansehens, ja in letzter Zeit sogar steigender Sympathien und wachsenden Einflusses. Wo der Türke regiert, da ist er dem Nicht-Türken verhaßt, und bis an den Sudan reichen die Reaktionsbewegungen gegen die türkische Vorherrschaft. Der bedeutsame Orden der Senussijja im Hinterland von Tripolis, mit seinem eigenen Iman (Kalifen) an seiner Spitze, war gewissermaßen die theoretische Reaktion auf das türkische Regiment und wurde von den Türken bis in die jüngste Zeit als solche aufgefaßt und verfolgt.

So wiederholte sich im Bilde des Gesamt-Islams, was sich in jedem einzelnen Gebiete als Ergebnis der Eigenentwickelung gezeigt hatte, die politische Zerrissenheit, die Autoritätslosigkeit, der Stillstand des Geisteslebens, der politischen und geistigen Spitzen der Völker. Nur tief im Schoße des Volkes zeitigte der Islam immer wieder neue Formen seiner Lebenskraft in den sogenannten Orden oder Bruderschaften. Die Nüchternheit des theoretischen Islam hatte von Anbeginn an tiefere Gemüter unbefriedigt gelassen, und das Suchen nach Verinnerlichung, Vertiefung, der Hang zum Mystizismus hatte einzelne, die es auf diesem Wege besonders weit brachten, dem Volke als Heilige erscheinen und Gesellschaften erstehen lassen, die den Bestrebungen dieser Heiligen nacheiferten und ihre Methode nachahmten. Heute zählt der Islam hunderte von verschiedenen Bruderschaften oder Orden, wie man sie nennen mag, die teils in Klöstern vereinigt leben, zum größten Teil aber im Alltagsleben stehen und nur zu den ihnen eigenen Uebungen — dem Dhikr — sich zusammenfinden. Es ist bekannt, daß das Dhikr manches dieser Orden mit dem bizarrsten Schauspiel verbunden ist, mit Musik und Tänzen, mit Selbstverwundungen, mit dem Genuß von Skorpionen usw. Es fehlt indes auch nicht an Verbänden, die solches Treiben verurteilen und eine tiefere Art von Religiosität lehren.

Die orthodoxe Theologie verwirft das Treiben der Orden, viele der Ordensstifter wurden schon bei Lebzeiten von den Moscheengelehrten als Ketzer verdammt; das mohammedanische Volk aber neigt gerade zu dieser Form der Religiosität; der Fischer, der Krämer, der Bauarbeiter, der Lastträger ist gewöhnlich Mitglied irgend eines der vielen Verbände und harrt freudig des Tages, wo er hinter dem Banner seiner Bruderschaft einherziehen darf.

Das ist das Gesamtbild des Islams und seiner bisherigen Eigenentwickelung: in seinem Staatsleben zersplittert und zerrüttet, im geistigen Leben erlahmt und erschöpft, aber überfruchtbar in Formen des Mystizismus, in Organisationen, die die Massen des Volkes beherrschen und sie jeden Augenblick mobilisierbar machen.

Seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist ein Teil der mohammedanischen Welt in ein neues Entwicke-

kennen: man braucht nur etwas warmes Gefühl und Sinn für das Schöne zu haben.

Treten wir (im Geiste) eine Rundreise an um die Welt, und betrachten wir was da vorgeht. Nehmen wir zuerst Großbritannien. Wenn irgend Jemand berechtigt ist über dieses Thema, soweit das britische Inselreich in Frage kommt, zu urteilen, so ist es gewiß Englands größter Aesthetiker, John Ruskin. Wenn dieses Land je einen Apostel des Wahren und Schönen — in Natur und Leben — hatte, so war er es. In seinen Jugendjahren hatte er Gelegenheit das Land in seiner ursprünglichen ländlichen Schönheit zu beobachten; er sah den reinen Himmel, atmete die würzige Luft, erlabte sich an den prangenden Wiesenfluren, erblickte die waldgekrönten Berg- und Hügelketten. Dann kam der industrielle Umschwung: die ganze Szenerie wurde wie mit einem Schlage verändert. Alles ward anders — ins Gegenteilige verwandelt. Er sah die stattlichen Wälder gefällt, an ihrer Stelle rauchende Ungetüme sich recken; er sah meilenlange Schutt- und Schlackenhalden; wo früher friedliche Heerden geweidet, da ertönte nun das Sausen der Maschinenwebstühle; er sah den Himmel verdüstert, die Atmosphäre vergiftet, die klaren Gewässer verpestet und ihres Fischreichtums bar; er sah die gefiederten Sänger verbannt, die Vegetation verschrumpft und säure-geätzt: er sah das Alles, und es schmerzte ihn tief, sehr tief. Sein ganzes Leben war nur ein Protest — ein machtloser Protest — gegen die Entstellung und Verhäßlichung der Natur. — Gehen wir, nach diesem Umblick in Großbritannien, weiter i. e. zu den Vereinigten Staaten von Amerika. Schon vor Jahren hat der weitbekannte amerikanische Nationalökonom Henry George — allerdings nicht aus ästhetischen, sondern vielmehr aus sozial-ethischen und volkswirtschaftlichen Gründen — auf den schweren Unfug, die schwere Schädigung hingewiesen, welche durch die Riesenbehausungen (die sogenannten „Wolkenkratzer") dem Volkswohl, der Gesundheitspflege erwachsen. „Straßen gibt es in New York," schreibt er, „wo nur, indem man den Hals reckt, ein Streifen blauen Himmels, wie durch einen Spalt, von dem Pflaster aus sichtbar wird". — Gehen wir weiter nach Italien, dem Lande der Naturschönheiten, gewiß. Ich zitiere hier, unter vielen, nur zwei Belege — die aber sehr wohl attestiert sind: der eine von einer Königin und Kaiserin, der andere von einer wissenschaftlich hervorragenden Autorität. Ich nehme den letztern zuerst. Der berühmte belgische Soziologe, Professor an der Universität Lüttich, Emile de Laveleye, schreibt in seinem Buche: „Neue Erinnerungen von einer italienischen Reise", pp. 15 et seq. wie folgt: „Ich möchte wieder einen Besuch abstatten dieser reizenden kleinen Stadt (i. e. Como) die so nachlässig hingegossen ist an ihrem See, dem liebreizendsten unter allen welche diese Seite der Alpen beherbergt. Aber: was sehe ich? Eine dichte Rauchwolke hüllt die ganze Stadt ein und verdeckt selbst den See. Ich erkenne gleich den Ursprung: es ist diese so garstige Saarbrückener Steinkohle, welche ꝛc. ꝛc." — Hier also der Beleg der wissenschaftlichen Autorität: nun zu dem Beleg der Königin. Es ist bekannt, daß die verstorbene Königin Großbritanniens, Viktoria, seit einer Reihe von Jahren die Wintersaison regelmäßig in Florenz zuzubringen pflegte. Weniger bekannt ist es vielleicht, daß sie gegen Ende ihres Lebens, also vor zirka 12 Jahren mit Bedauern konstatierte, wie sehr durch moderne Häuserbauten, durch endlose Straßenfluchten die Stadt verändert war, welche sie in ihren Jugendjahren als „Firenze la bella" („Florenz die schöne") kennen und lieben gelernt hatte. Also wieder: Verhäßlichung der Natur! — Gehen wir nun zu einem vierten Lande, nämlich der Schweiz, dem vielgerühmten „Garten Europas". Wie liegen die Verhältnisse dort? Wenn es auch wahr ist, daß die Schweiz — im Hinblick auf ihre Wasserkräfte — nicht mit rauchgeschwärzter Luft zu kämpfen hat wie dies beispielsweise in diesem rußigen England der Fall ist, so können doch — ich stehe nicht an zu erklären — recht viele Ortschaften genannt werden, in denen die früher so pittoresken landschaftlichen Reize absolut vernichtet sind. Der Schaden ist schwer, sehr schwer. Durch die Ueberwucht des Industrialismus, und besonders durch die immer dichter sich anhäufende Bevölkerung sind allerorts Verwüstungen eingetreten: Schienengeleise, Straßen, Brückenübergänge durchschneiden die früher prangenden Fluren, blühende Hecken sind niedergelegt, stattliche schattengebende Bäume sind gefällt; was früher murmelnde Bächlein waren, ist jetzt kanalisiert und in die Erde vergraben; der Duft der Blumen, das Aroma des würzigen Heu's ist verschwunden. Früher — vor Jahren — war es nicht ungewöhnlich das melodische Geläute der Heerdenglocken selbst in der Nähe der Vororte mehrerer Schweizerstädte zu hören. Statt des Gesanges der gefiederten Gäste erschallt jetzt von allen Seiten der grelle Pfiff der Lokomotive, das Gepolter der — auch die Nachtruhe störenden — endlosen Wagenreihen. Und so wahr ist dies, daß selbst von Touristen die abfällige Bemerkung gemacht wird: „La Suisse n'a guère plus rien d'attrayant: c'est un pays trop travaillé" („die Schweiz ist kaum mehr ein anziehendes Land: es ist zu sehr zerfahren und zerschlissen") [oder: verschachert und industrialisiert. Die Red.]

Als Beleg für den Wert der Naturschönheiten sei der Ausspruch eines Schottländers (Donald Mc Donald) in der englischen Zeitschrift „Field" (das Feld) angeführt: „There is not throughout the vegetable kingdom a more glorious object than a tree" (Im gesamten Pflanzenreich gibt es keinen imposanteren Gegenstand als einen Baum). Und auch aus den Vereinigten Staaten von Amerika lassen sich autorisierte Stimmen in eben diesem Sinne hören: man lese die Zeitschrift „Popular science monthly" (Zeitschrift für populäre Wissenschaft) New York, welche in ihrer Oktobernummer 1911, Seite 328, einen bezüglichen, von Professor George J. Peirce verfaßten Aufsatz, betitelt „Civilisation and Vegetation" (Zivilisation und Pflanzenwuchs) enthält. Dies zur Notiz für unsere modernen Vandalen!

Sei die obige Rundschau nun kurz zusammengefaßt. Also, wie gesagt, der Schaden ist groß: nicht allein der in die Augen springende, der den ästhetischen Sinn verletzende Schaden, sondern auch der indirekt erwachsende Schaden, wenn bei richtigem Lichte betrachtet. In allen Ländern erkennen denkende und fühlende Männer diesen Notstand und verlangen Abhülfe. Selbst unter diesem stumpfsinnigen und gefühllosen englischen Volke machen sich Stimmen laut, welche die allgemein herrschende Verwüstung der Naturschönheiten beklagen und vor dem dadurch erzeugten bedenklichen

---

lungsstadium getreten, in das Stadium des Kontaktes mit der europäisch-christlichen Kultur. In Algier, Indien und Rußland finden wir Millionen von Muslimen als Untertanen eines europäisch-christlichen Staates, in Tunis und Aegypten unterstehen sie einem Protektorate, und selbst die Türkei, Syrien, Palästina und das Hinterland bis Persien steht dem Einflusse der christlichen Kultur offen.

Der Prozeß der Aufnahme fremder Kulturelemente hat eine Kette von Wirkungen eingeleitet, die vielfach den gehegten Erwartungen aller Beteiligten zuwiderliefen und in immer höherem Maße Beachtung erwecken.

Das Bestreben der europäischen Regierungen und der christlichen Missionen, durch Vermittelung von abendländischer Bildung und Wissenschaft die mohammedanische Welt der einen oder anderen abendländischen Nation oder Konfession enger zu befreunden, hatte dazu geführt, daß in mohammedanischen Ländern Staats- und Missionsschulen gegründet wurden, die entweder dem Zutritt zu Staatsstellen oder die Einführung in die dem Orient als Bedürfnis fühlbare Medizinwissenschaft dienten. Die Vorstufe zu diesen Hochschulen aber mußte der Besuch einer unseren Mittelschulen entsprechenden Vorschule bilden. Um des Hochschulbesuches willen, mußte der Muslime also auch die allgemeine Bildung vom Abendlande beziehen, und das war die erste und wichtigste Bresche, die in die alte Abschließungsmauer des selbstzufriedenen Islam gelegt wurde.

Es schien fast unmöglich, diese Bresche zu legen, und noch heute ist das Widerstreben vieler Mohammedaner der obersten Klassen gegen den Besuch abendländischer Schulen nicht überwunden. Aber in Indien lebten die Mohammedaner an der Seite der Brahmanen, in Syrien und Aegypten inmitten von Christen und Juden. Wollten sie sich nicht aus den öffentlichen Stellen verdrängen lassen und die Medizin den Nichtmuslimen als Domäne überlassen, so blieb ihnen kein anderer Ausweg als die Bekanntschaft mit dem Geiste des Abendlandes. Der Lehrbetrieb an diesen Schulen war darauf angelegt, die Schule gleich tief in diesen Geist hineinzuführen. Der Schüler — meistens Zögling eines Internates — mußte seine eigene Muttersprache zurückstellen und fast vergessen, um nur in einer bestimmten abendländischen, meistens der französischen, zu sprechen, zu schreiben und schließlich auch zu denken. Die ersten Jahrzehnte der geistigen Penetration führten dazu, daß die in abendländischen Schulen herangezogenen Orientalen — von denen viele noch heute leben — ihre eigene Muttersprache schlechter beherrschten als das Französische oder Englische.

Die kühne Hoffnung der abendländischen Kulturpioniere, auf diesem Wege allmählich ihr Idiom zur Herrschaft in ganzen Gebieten der mohammedanischen Welt zu führen, erfüllte sich nicht. Plötzlich besannen sich die Muslime darauf, daß sie eine gemeinsame, alle Mohammedaner einigende Sprache mit unerschöpflich reicher Literatur besaßen, das Arabische, und schließlich konnte man dem Drängen nicht mehr widerstehen, an den abendländischen Schulen auch der Pflege des Arabischen eine Stätte zu bereiten. Fünf bis sieben Jahre lang Arabisch gründlich getrieben zu haben, ward zum Erfordernis für die Allgemeinbildung des höher gestellten Muslims. Mit der Pflege dieser Sprache lebte aber auch das Interesse an der eigenen großen Vergangenheit wieder auf, die Kluft zwischen den verschiedenen mohammedanischen Völkern ward vermindert durch die Gemeinsamkeit der geistigen Interessen, der Gedanke an eine Renaissance des Islam flackerte auf.

Die Pflege des Arabischen und später auch der verschiedenen Landessprachen, zumal des Türkischen, hatte die unmittelbare Wirkung, daß nunmehr auch die Männer herangebildet wurden, die geeignet und gewillt waren, das was sie vom geistigen Besitz des Abendlandes für wertvoll hielten, auch an weitere Schichten des Islam abzugeben, auf dem Wege durch die Presse. Nächst der abendländischen Schule ist das Emporblühen der Presse im Islam das wichtigste Werkzeug und Symptom des geistigen Austausches zwischen Abendland und Islam gewesen. Auf diesem Wege sind die Reflexionen über die Stellung der mohammedanischen Frau, über die Notwendigkeit einer zielbewußten Wirtschaftspolitik, vor allem aber über die Vorzüge einer Konstitution in die islamischen Länder gekommen, und durch die Presse ist auch der Faktor zu großer Bedeutung gehoben worden, der im Islam bis dahin nur eine sehr geringe Rolle gespielt hatte, — das Nationalbewußtsein.

sozialen Ausblick — Trostlosigkeit des Lebens, Verwilderung der Massen ꝛc. — warnen. Ich habe vor mir das Buch eines englischen Gelehrten betitelt: „the destruction of Daylight“ („die Vernichtung des Tageslichtes“) herausgegeben von John M. Graham M. A., Rektor an der Universität Manchester (Verlag von George Allen in Charing Croß Road, London 1907), welches in beredter Weise — und ganz in Uebereinstimmung mit John Ruskin — die Zustände schildert und vor gegenwärtigen und zukünftigen Notständen warnt. Als langjähriger Beobachter englischen Lebens und englischer Verhältnisse ist es mir eine — wenn auch trübe — Befriedigung mich seinen Anschauungen anzuschließen; und ich denke dies um so eher tun zu können da ich als Kosmopolit die Sachen nicht nur vom nationalen Standpunkt wie der Verfasser, sondern wesentlich vom internationalen Standpunke auffassen kann.

Es ist meine Aufgabe die Konsequenzen der oben skizzierten Barbarisierung der Natur auf das ethische und Gemütsleben der Menschheit darzulegen. Nun denn, diese Konsequenzen sind — im Lichte langjähriger vielseitiger Beobachtung und Erfahrung, und im Lichte einer gesunden Sozialethik — recht unerfreulich. Sie sind besonders verderblich für die heranwachsende Jugend. Daß dem so ist und nicht anders sein kann, liegt für jeden einsichtigen Beobachter auf der Hand. Kann man erwarten, daß junge Leben (in moralischer, gemütlicher, sozialer Beziehung) gedeihlich sich entwickeln, wenn sie in enge Wohnräume zusammengepfercht, nur den Ausblick auf dunkle Hofräume, auf endlose Straßenfluchten, auf räucherige Häuserfronten oder -rückseiten haben? Wirkt dieses nicht beengend auf den Geist, verknöchernd auf das Herz? Und umgekehrt, ist es nicht Tatsache daß ästhetischer Naturgenuß alle besseren Triebe der Menschenseele weckt? Der Anblick von, und der Aufenthalt unter Naturschönheiten wirkt besänftigend, versöhnlich, ich möchte sagen idealisierend auf das jugendliche Gemüt. „Auf den Bergen ist Freiheit!“ sagt der große Dichter. Ja, und wenn sie auch nicht immer das Heim der Freiheit sind, so ist doch ihr Anblick gewiß herzerhebend und den Freiheitssinn weckend (Schottland, Wales, die Schweiz, die Abruzzen Italien's).

Der Aufenthalt unter Naturschönheiten hat auch einen die Lebensstimmung, die Lebensfreude erhöhenden Einfluß — er ist das Chinin der Seele. Gegenteilig hat der Aufenthalt in Städtequartieren (ganz besonders in englischen) einen deprimierenden, die Lebensfreude ertötenden, einen verdüsternden Einfluß. Als Beleg diene natürlich Großbritannien. Kann man sich verwundern, wenn die Bevölkerung eines raucherfüllten, stinknebelbedeckten Landes, trübgestimmt, griesgrämig ist? Die Leute wissen ja gar nicht was Singen, was Scherzen und Schäckern heißt! Ihr Humor ist schwarzgallig, ihr Witz ist (meistenteils) ätzend. Fröhlichkeit ist nirgends zu finden in diesem traurigen — und traurig stimmenden — Lande! Wie ganz anders in dem — nicht rauchumwölkten — Frankreich, Italien, Spanien!

Und wiederum: welch ein Unterschied zwischen dem England von ehemals und dem England von heute! Früher war England sprichwörtlich ob seines Frohsinns, es hieß „merry“ (d. h. fröhliches) England — heute ist es zum „morose“ (d. h. griesgrämigen) England geworden. Und so wahr ist dies, daß die Engländer selbst sagen: „English people take their pleasures sadly“ („Engländer vergnügen sich mit Leichenbittermiene“). Ganz richtig. Fröhliche Herzlichkeit besteht nicht unter diesem mürrischen, griesgrämigen und — ich sage — halsabschneiderischen Volke. Und dieser letzte Ausdruck bringt mich zu einer anderen, recht bedenklichen Phase in der Mißentwicklung dieses Volkes. Denn es ist gar kein Zweifel, daß die Verknöcherung des Herzens, wie bedingt durch die oben angezeigte Einpferchung, eine Verwilderung und Verrohung der heranwachsenden Jugend hervorruft. Daß dem so ist, läßt sich in allen Großstädten beobachten. Denn dieser Anblick von und Aufenthalt in, ästhetisch abstoßender Umgebung wirkt nicht nur deprimierend, in pessimistischem Sinne auf die allgemeine Lebensanschauung, er wirkt auch verrohend und brutalisierend auf das jugendliche Gemüt (dies ist vielleicht weniger der Fall in kontinentalen Großstädten, ganz bedeutend aber in den englischen und amerikanischen Metropolen). Es droht hier eine ernstliche soziale Gefahr. Diese Verrohung des Lebens — bedingt durch die Verhäßlichung der Natur — hat auch in anderer Beziehung beklagenswerte Folgen. Die Jugend, welcher der Anblick der Naturschönheiten entzogen wird, gewöhnt sich nach und nach an die Verflachung des Lebens; ihre Ideale werden herabgestimmt, ihre Zwecke erniedrigt. Ihr Schönheitssinn (im metaphorischen sowohl wie im wörtlichen Sinne) wird gelähmt, und erstirbt schließlich ganz. Sie wird teils gewohnt, teils genötigt die Dinge und Verhältnisse — alle Dinge — vom nüchternen, kalt berechnenden Standpunkte aufzufassen und zu bemessen; sie wird mehr und mehr selbstisch, ausbeuterisch und gegenseitig destruktiv. Dazu kommt die unter bedeutenden Schichten überhandnehmende Kriecherei und das Satrapentum — Kriecherei und Satrapentum, beides die logischen Komplimente des allenthalben grassierenden Byzantinismus. So spitzen die Kontraste sich zu, das Leben wird verbittert und nach einem rastlosen, freudlosen Dasein, nach lebenslanger Hast und Gier, kommt — der soziale Krach. Das wird die Folge sein: die Menschheit wird in die Grube stürzen, welche ihre eigene Verblendetheit und Gefühllosigkeit ihr selbst gegraben hat.

Noch wäre es Zeit umzukehren. Noch wäre es möglich erleuchteten Ratschlägen zu folgen. Denn, wenn die oben dargelegte Anschauung die richtige ist, so muß auch ihr Gegenteil wahr sein, nämlich die: daß aller wahre soziale Fortschritt im Gemütsleben, im seelischen Empfinden wurzelt; und daß dieses seelische Empfinden durch Natur-Anschauung, kontinuierlichen Verkehr mit der Natur, in jugendlichem Alter gefördert werden kann. Und: Trägerinnen des Gemütslebens sind ganz besonders die Frauen, die Mütter. Schrieb nicht die große Tragödin Rachel: „In der Tiefe des Gemüts verbirgt die Menschheit ihre

---

Bis vor wenigen Jahrzehnten war das Nationalbewußtsein innerhalb des Islam niedergedrückt von dem Bewußtsein der Zugehörigkeit zum Islam. Nur in Persien hatte sich von jeher ein kräftigeres Nationalbewußtsein erhalten. Heute ist es in der Türkei in fast übertriebener Kraft erwacht, und im Gegensatz dazu schlossen sich diearabisch sprechenden Völker, selbst innerhalb des ottomanischen Reiches, enger zusammen. Eine Absonderung der arabischen Gebiete von den türkischen schien nicht außer Sehweite zu liegen.

Die letzte Phase der Entwickelung des Islam im Kontakt mit dem Abendlande dürfte indes den zentripetalen Kräften wieder das Uebergewicht über die zentrifugalen verleihen. Die Hoffnung des Abendlandes, daß die Kenntnis und Annahme ihrer Kultur eine Annäherung zwischen den zwei Kulturwelten herbeiführen würde, hat sich nur in sehr geringem Maße erfüllt. Wohl gibt es Tausende von Muslimen, die an europäischen Schulen, zumal an den Universitäten Paris, London, auch Berlin und München, herangebildet, äußerlich vollkommen, und innerlich fast vollkommen europäisiert sind. Es sind das Männer, die in ihrer Heimat dann ostentativ den Europäer spielen und ihn getreulich kopieren, in seinen Lastern oft noch mehr als in seinen Tugenden. Die übertriebene Betonung der Ueberlegenheit europäischen Wesens, die nicht selten mit der Geringschätzung der Volks- und Glaubensgenossen alten Schlages gepaart war, führte zu einer Feindschaft zwischen den „Modernen“ und den „Alten“. Und während die besten Köpfe der Modernen die politische Reform ihrer Heimatsstaaten einzuleiten suchten und z. B. in der Türkei sogar sehr weit förderten, suchten die alten geistigen Führer, die Theologen und ihre Schule, eine engere Fühlung mit dem gläubigen Volke, dem sie lange fern gestanden waren. Früher oder später mußte es in allen vom europäischen Geiste erfaßten und in modernem Sinn regierten Ländern zu einem Konflikte zwischen den Anhängern der alten und der neuen Richtungen kommen. Das wußten die Vertreter der abendländischen Richtung sehr wohl, aber sie hofften, Zeit genug für ihr Reformwerk und durch dieses auch immer neue Anhänger zu gewinnen. Ohne Versöhnung und Verbindung mit den konservativen Elementen des Islam würde jede Reform nur eine rasche vorübergehende Erscheinung sein.

Das Abendland selbst hat innerhalb der letzten Jahrzehnte viel dazu beigetragen, einen Zusammenschluß der beiden Lager, der Modernen und der Alten, herbeizuführen. Es ist eine in der ganzen Welt des Islam zu beobachtende Erscheinung, daß die Sympathien der Muslime einer europäischen Nation nur dort gehören, wo sie als Kulturträgerin auftritt, ohne nach Herrschaft zu trachten. Dasselbe Frankreich, das in der Türkei, in Syrien, Palästina, Aegypten und Persien als die Repräsentantin aller abendländischen Kultur gilt und die glänzendsten Erfolge in der Einführung abendländischer Bildung aufzuweisen hat, hat nirgends geringere Lehrerfolge aufzuweisen als in — Algier. In Aegypten ist die Sprache der Literatur und Wissenschaft in weitaus vorwiegendem Maße das Französische und nicht das Englische, und als Freund des Islam erscheint überall, von Marokko bis Indien, das deutsche Volk — weil es kein Verlangen verrät, sich mohammedanische Gebiete zu unterwerfen. In diesem Widerwillen gegen die politischen Uebergriffe der abendländischen Kulturbringer sind die Modernen und die Alten einig, im Kampf gegen sie werden sie sich zusammenfinden.

Und nicht nur das. Das beisgehaßte ottomanische Reich, das in Tripolitanien nichts weniger als beliebt war und gerade im Hinterlande von Tripolis in den überaus zahlreichen und einflußreichen Anhängern des Ordens der Senussijja bittere Feinde hatte, wird angesichts des neuen Angriffes einer europäischen Macht viele der verlorenen Sympathien zurückerobern. Die Spaltung des arabischen und osmanischen Teiles des türkischen Reiches wird sich mit jedem Angriff von christlicher Seite mehr verzögern, und wenn auch an ein neues territoriales Wachstum der Türkei nicht mehr zu denken ist, so wird ihre religiöse Vormachtstellung zweifellos an Bedeutung gewinnen.

So weit entfernt das Schreckgespenst eines politischen Panislamismus ist, so unverkennbar ist die Existenz eines idealen Panislamismus. Alle Länder des Islam schauen mit gespanntestem Interesse auf die Schicksale jedes einzelnen unter ihnen. Und finden die Modernen den Anschluß an die Altmohammedaner und durch diese an die gläubigen Massen — und diese Annäherung läßt sich z. B. in Aegypten schon beobachten — so wird die neue Phase geistigen Auflebens, die heute nur eine obere Schicht der Dreihundert-Millionenwelt betroffen hat, immer weiter greifen. Und dann kann aus der lebensunfähigen Nachahmung europäischen Wesens, mit der die Muslime heute das Abendland und sich selber blenden, ein neues eigenes Geistesleben erblühen, dessen Formen und Folgen wir heute noch nicht vorauszuahnen vermögen. (Frkf. Ztg.)

Schätze"? Aber was vermögen selbst die weisesten Frauen, die edelsten Mütter, wenn ihren Bestrebungen systematisch entgegen gearbeitet wird durch verhätschelnde Einflüsse, durch drückende lichtraubende Atmosphäre, durch beengte Räume?

Und auch hier bestätigt sich das Wort unseres großen Schiller: „Das eben ist des Uebels Fluch, daß es, fortzeugend stets, das Böse muß gebären". Und sagte er nicht ebenfalls: „Die Welt ist schön überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual".

(Schluß folgt.)

Michael Servet-Denkmal

in **Vienne** (Frankreich)

Wenn wir der zahlreichen Opfer des Glaubenswahns und des religiösen Fanatismus gedenken, so tritt uns hiebei auch das Schicksal eines Mannes vor die Augen, der nicht, wie die meisten andern Opfer, der Wut des Katholizismus unterlag, sondern seine Henker waren waschechte Protestanten.



Der spanische Arzt Michael Servet hatte sich mit den Anschauungen der Kirche in Widerspruch gesetzt und hat dadurch den Haß Calvins, des bekannten Reformators, sich zugezogen.

Servet, um 1510 zu Villa Nueva in Arragonien geboren, studierte zuerst die Rechte in Toulouse (Südfrankreich), wurde daselbst durch Bibellesen auf Spekulationen über die göttliche Dreieinigkeit gebracht und gab hierüber eine Schrift heraus, die 1531 in Straßburg erschien. In Paris studierte er Mathematik und Medizin, um sich dann als Schriftsteller in Lyon und anderwärts niederzulassen. Sein 1553 heimlich von Vienne, einem industriellen Städtchen Südfrankreichs, aus versandtes Werk „Christianismi restitutio" erschien seinen Zeitgenossen wegen seiner Gottesbegriffe, sowie wegen der Leugnung der Erbsünde u. s. w. als gotteslästerlich und zog ihm einen Prozeß zu. Servet floh deshalb nach Genf.

In der Genfer Republik spielte Calvin eine hervorragende Rolle. Dieser Fanatiker war religiöser und politischer Leiter der kleinen Republik geworden. Als er von der Ankunft Servet's erfuhr, ließ er diesen verhaften und unter Zustimmung des deutschen Reformators Melanchthon am 27. Oktober 1553 dem Scheiterhaufen überantworten.

Das Denkmal, von dem Bildhauer Joseph Bernard geschaffen, stellt den Reformator auf dem Scheiterhaufen dar, mit eisernen Fesseln an einen Stein geschmiedet, während die Flammen emporzüngeln. Auf dem Kopf trägt er einen schwefelgetränkten Kranz. Zu seinen Füßen erhebt sich eine weibliche Figur, die Freiheit der Wissenschaft darstellend. Die Seiten des Sockels tragen Reliefs mit Szenen aus dem Leben Servets. Bei der am 15. Oktober ds. J. stattgefundenen Enthüllungsfeier war namentlich die wissenschaftliche Welt vertreten. Die Schweizer-Freidenker vertrat der Generalsekretär der interkantonalen Föderation, Gesinnungsfreund Dr. O. Karmin. Aus Berlin war Prof. R. Berger erschienen, der im Namen „des demokratischen und liberalen Deutschland" einen Kranz niederlegte. Professor Richet von der medizinischen Fakultät in Paris feierte Servet als wissenschaftlichen Bahnbrecher und rühmte besonders seine genialen Ansichten über den Blutkreislauf, die er lange vor Harbey ausgesprochen hat. Prof. Montet (Genf) schilderte, wie Servet als Opfer der Intoleranz des 16. Jahrhunderts das hohe Vorbild der Toleranz geworden ist. Vertreter des liberalen Protestantismus in England und Frankreich bezeichneten ihn als den Vorläufer der modernen freien religiösen Bewegungen. Der französische Deputierte Buisson (dessen Rede durch seinen Bruder vorgelesen wurde) erinnerte daran, daß Servet der erste Freidenker im modernen Sinne wurde, als er forderte, die Menschenliebe über das Dogma zu stellen. Denn diese Forderung, die bei Servet noch aus einem begreiflichen Mystizismus erfloß, sei auch die Forderung des Rationalismus.

Gehirnlokalisationen.

Von Georg Wolff.

II.

Wir haben also noch keinen bestimmten Anhalt dafür, daß unsere höheren geistigen Fähigkeiten an bestimmter Stelle im Rindengrau des Gehirns lokalisiert sind. Freilich liegt es nahe, für Menschen, die über eine ausgesprochen einseitige Begabung verfügen, die über die Norm hinausgehende Ausbildung eines besonderen Zentrums anzunehmen, für eine hervorragende mathematische Begabung etwa ein besonders entwickeltes Zahlengedächtnis und Kombinationszentrum, für andere eine Bevorzugung des Sprachenverständnisses, für den geborenen Maler die von vornherein bessere Ausbildung des Zentrums der optischen Erinnerungsbilder, die ihn befähigt, auch nur im Geiste Gesehenes besser als ein anderer auf die Leinwand zu bringen. Unsere heutigen Untersuchungsmethoden sind aber jedenfalls viel zu grob, um derartige Unterschiede der einzelnen Individuen anatomisch irgendwie begründen und auf Grund dessen auch höhere Funktionen im Gehirn lokalisieren zu können. Freilich kennen wir auch Gehirnkrankheiten, in denen nur einzelne Vorstellungskreise ausgeschaltet sind, die sogenannten Dämmerzustände, die nicht mit einer allgemeinen Verminderung der intellektuellen Funktionen einhergehen, sondern für meist kurze Zeit eine vorübergehende Schädigung höherer Funktionen, des Urteils, des Gedächtnisses usw. herbeiführen. Vielleicht kann man als Ursache für sie eine mehr lokale Schädigung gewisser Hirnbezirke vermuten, ohne daß es zu einer allgemeinen, dauernden Einschmelzung oder Vernichtung von Ganglienzellen kommt, wie man sie bei den Formen der wirklichen Demenz, der Verblödung, nachweisen kann.

Wir sind jedenfalls ganz außerstande, eine Lokalisation höherer Funktionen, wie sie der selige Gall angenommen hat, experimentell vorzunehmen, etwa nach dem Muster der Feststellung der Sinneszentren. Wir wissen bisher nur, daß sie im allgemeinen schwer geschädigt werden durch krankhafte Vorgänge am gesamten Rindengrau, wie sie die Gehirnparalyse kennzeichnen. Tatsächlich muß es auch viel einfacher sein, eine so eindeutig charakterisierte Funktion wie das Sehen lokalisatorisch festzulegen, als etwa unsere Urteilsfähigkeit, die sich auf tausenderlei Dinge erstreckt, in gleicher Weise an einen Hirnbezirk zu binden. Bei der Ausübung der Denktätigkeit, des Kombinierens und Urteilens, der Verwertung der Erinnerungsbilder und neuen Sinneseindrücke, der Gedächtnisarbeit und Merkfähigkeit werden wahrscheinlich so unendlich viele Ganglienzellen der Großhirnrinde durch die überall verlaufenden Nervenfasern in leitende Beziehung gebracht, daß wir uns eine genauere Vorstellung von diesen feinsten Vorgängen so leicht nicht werden bilden können. Was bisher im Gehirn lokalisiert wurde, betrifft fast durchweg gröbere Funktionen unseres Körpers; auch die der Sinnesorgane gehören hierher im Vergleich zu den unendlich feinen Vorgängen, die sich beim bewußten Denken abspielen. Die Sinnesorgane sind intellektuell unschuldig: sie haben an der Kombinier- und Urteilsfähigkeit nicht mehr teil als andere körperliche Funktionen. Die intellektuellen Leistungen der sinnesverkrüppelten Helen Keller, die musikalischen Schöpfungen des taubgewordenen Beethoven sind dafür charakteristisch. Helen Keller kann die Welt nicht sehen noch hören, aber auf Grund der ihr gebliebenen Sinnesorgane vermag sie mit den Eindrücken, die sie dadurch empfängt, sich ihr Weltbild zu formen. Freilich wird es unvollkommener sein als unseres, aber ihre Spekulations- und Denkfähigkeit braucht nicht behindert zu sein, so lange sie nur einen sinnlichen Begriff der Außenwelt überhaupt zu bekommen vermag. Also nur als Vermittler sind die Sinnesorgane dem Intellekt unentbehrlich, nicht als Bildner von Gedanken selbst. Anders liegt der Fall bei Beethoven. Er schuf gerade auf dem Gebiet, dessen sinnliche Wahrnehmung nur durch das Gehör ermöglicht wird, Meisterwerke, die er selbst mit dem Gehör nicht mehr kontrollieren konnte. Wie erklären wir das? Helen Keller konnte nur die ersten Jahre sehen oder hören; es ist selbstverständlich, daß sie mit dem Gesichts- oder Gehörsinn auch nie produktiv tätig sein wird. Sie ergänzt diesen Mangel aber durch die Wahrnehmung, die andere Sinne ihr gestatten. Beethoven ist produktiv als musikalischer Neuschöpfer und kann seine eigenen Produktionen nicht hören. Freilich, auch er hätte niemals schöpferisch tätig sein können, wenn er nicht früher das Organ der sinnlichen Wahrnehmung von Klangeindrücken besessen hätte. Die Klänge, die er früher mit dem Gehör tatsächlich aufgenommen hatte, besaß er nur noch als Erinnerung; sie hatten sich verdichtet in seinem Klangerinnerungszentrum. Als er später taub wurde, vermochte er die Sinneseindrücke seiner Tonschöpfungen nicht mehr zu perzipieren, er konnte sie nur noch geistig hören und vermöge seiner exorbitanten musikalischen Erinnerungs- und kombinatorischen Begabung die wundervollsten Neuschöpfungen selber schaffen. Er brauchte sie nicht mehr wahrzunehmen, mit den groben Sinnen zu empfinden, er hörte sie geistig und als Ausdruck seines unendlich feinen Klangerinnerungsvermögens konnte er die Töne kombinieren genau wie früher, da er noch selber sinnlich wahrnehmen und genießen konnte, was er schuf.

Es ist danach wohl ziemlich klar, daß wir die Sinneszentren in zwei Hauptteile zerlegen müssen, in das Zentrum für die Sinnesempfindung, das eigentliche Sehen, Hören usw., und in das Zentrum für die Sinneserinnerung, für die Erinnerungsbilder früher wahrgenommener Eindrücke. In der Tat unterscheiden wir in der Gehirnphysiologie z. B. ein Sehzentrum für die optischen Erinnerungsbilder und ein anderes für die optischen Sinneswahrnehmungen und lokalisieren diese Teile auch an verschiedene Stellen des Gehirns; desgleichen beim Hörzentrum. Wir unterscheiden zwischen der sinnlichen Klangwahrnehmung, dem